

Giovanni Maio (Hg.)

Auf den Menschen hören

Für eine Kultur der Aufmerksamkeit
in der Medizin

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Christian Langohr, Freiburg
Umschlagmotiv: Josef Albers, Studie zu „Hommage to square“
© The Josef and Anni Albers Foundation / VG Bild-Kunst, Bonn 2016

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 97-3-451-37744-0

Inhalt

Vom Verlust des hörenden Weltbezugs in der modernen Medizin	7
<i>Giovanni Maio</i>	
Hören auf die fremde Stimme	27
<i>Bernhard Waldenfels</i>	
Wie wir Bilder sehen, wenn wir Worte hören Körper, mentale Kinetik und Metaphern in therapeutischer Konversation	51
<i>Michael B. Buchholz</i>	
Hören und Wachen Theologische Phänomenologie der Aufmerksamkeit	102
<i>Ulrich Lincoln</i>	
Psychotherapeutisches Zuhören mit einem philosophisch sensibilisierten Ohr	124
<i>Alice Holzhey-Kunz</i>	
Am Anfang ist das Hören Zur Dialogik von Hören und Sprechen	148
<i>Stephan Grätzel</i>	
Verständigung und Verstehen in der Psychiatrie	162
<i>Michael Schmidt-Degenhard</i>	
Vom Hören auf die Einsamkeit Der Tod Gottes im musikalisierten Denken Friedrich Nietzsches	186
<i>Raphael B. Rauh</i>	

Qualitäten in der Patienten-Arzt-Beziehung: Dimensionen des Hörens	214
<i>Matthias Girke</i>	
Ich spüre was, was du nicht hörst Zur Bedeutung leiblichen Verstehens im geburtshilflichen Kontext	237
<i>Sabine Dörpinghaus</i>	
Eingelassenheit – oder: Zuhören ist die Seele des Gesprächs	267
<i>Gerd B. Achenbach</i>	
Über den Wert des Zuhörens im Arzt-Patienten-Verhältnis Die I-SWOT-Analyse als Instrument zur medizinethischen Entscheidungsfindung	277
<i>Eike Sebastian Debus und Yskert von Kodolitsch</i>	
Die Kunst des Zuhörens als zwischenmenschliche Verstehensquelle in Gesundheit und Krankheit	296
<i>Peter F. Matthiessen</i>	
Was heißt „Zuhören“? Zu den Voraussetzungen einer medizinischen Praxis	342
<i>David Espinet</i>	
Autorenverzeichnis	362

Vom Verlust des hörenden Weltbezugs in der modernen Medizin¹

Giovanni Maio

Nahezu die gesamte Medizin folgt einem Visualprimat. Sie glaubt, dass das Eigentliche nur zu sehen ist und es nichts Wesentliches zu hören gibt. Wenn das Wesen der Medizin heute einzig in Begriffen wie Evidenz und Transparenz ausgedrückt wird, so drückt sich allein an der damit verwendeten Lichtmetaphorik eine Sehdominanz aus, die für die moderne Medizin charakteristisch ist. Weil das akustisch Aufgenommene sich nicht in die gängigen Mess- und Bewertungskriterien der Medizin einfügt, wird es schon von seiner Essenz her unterbewertet, ja geringgeschätzt. Im Gegensatz zum Gehörten lässt sich das Gesehene einfrieren und in ein dauerhaftes Bild überführen, es lässt sich als Beleg dokumentieren, als belastbare Evidenz verwerten. Folge dieser strukturell begünstigten Sehdominanz der Medizin ist die allgegenwärtige Versuchung, den Patienten tendenziell zum Gegenstand zu machen, den man auf Distanz hält. Die Verobjektivierung im Sinne eines methodischen Reduktionismus ist zwar notwendig und unabdingbar; wenn man aber Medizin allein auf den Aspekt der Verobjektivierung reduziert, dann läuft man Gefahr, den eigentlichen Sinn der Medizin, nämlich eine Antwort zu finden auf die Not des kranken Menschen, zu verfehlen.

Vor dem Hintergrund dieser beschriebenen Sehdominanz der modernen Medizin erscheint es lohnend, sich näher mit dem Hören zu befassen. Dem liegt nicht die Intention zugrun-

¹ Zahlreiche Anregungen zu diesem Text verdanke ich Raphael Rauh, der meinen Denkprozess über dieses Thema kommentierend begleitet und den ersten Textentwurf kritisch durchgesehen hat.

de, das Sehen gegen das Hören auszuspielen und an die Stelle von Evidenz und Transparenz nur noch die Resonanz zu setzen, sondern das Anliegen, dem hörenden Zugang zum Patienten seinen eigenen Stellenwert einzuräumen und diesen als einen ergänzenden Zugang neu anzuerkennen.

Zunächst gilt es sich zu vergegenwärtigen, dass es verschiedene Arten des Hörens gibt. Es ist vor allem das Verdienst von Roland Barthes, eine durchdachte Differenzierung des Hörens vorgelegt zu haben. Barthes unterscheidet zwischen drei Arten des Hörens. Das erste Hören nennt er das Hören auf Indizien; er meint damit das Aufhören, das Hören auf ein Signal, auf einen Alarm. Es handelt sich hier um eine Hörform, die der Mensch mit dem Tier teilt, eine Hörform, der eine Überwachungsfunktion zukommt. Das zweite Hören bezeichnet Barthes als Entziffern, eine Art des Hörens, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Er meint damit ein Zuhören, bei dem der Mensch bekannte Codes sucht. Barthes vergleicht dieses zweite Hören mit dem Lesen und beschreibt es als ein Hören auf den Sinn und als ein Hören „auf das Geheimnis“², das eben erst über einen Code dechiffriert und in das menschliche Bewusstsein gebracht wird. Das dritte Zuhören besteht nach Roland Barthes darin, nicht auf bestimmte Zeichen zu warten, sondern sich „in einem intersubjektiven Raum [zu] entfalten“³, womit er auf das psychoanalytische Zuhören abhebt und darin die Abhängigkeit des Gehörten von eigenen biographisch geprägten Deutungsmustern unterstreicht.

Die moderne Medizin neigt dazu, das Hören auf die erste Hörform zu reduzieren, und sie vernachlässigt den Gehalt der beiden anderen Hörformen. Um dies zu verstehen, erscheint es lohnend, das Charakteristische des Hörens näher auszuarbeiten. Was hat es auf sich mit dem Hören? Was bedeutet es

² Barthes, R. (1991), 55–71, hier 59.

³ Ebd., 55.

überhaupt, wenn wir von einem hörenden Zugang auf die Welt sprechen? Inwiefern unterscheidet sich dieser vom sehenden Zugang? In sieben Punkten soll eine Erörterung der wesentlichen Charakteristika des Hörens erfolgen, um in einem finalen Teil die Implikationen dieser Charakteristika für die moderne Medizin zu entwickeln.

1. Hören als nicht-gegenständlicher Weltbezug

Wir können der Spezifität des Hörens dadurch näherkommen, dass wir es im Kontrast zum Sehen weiter durchdenken. Was kann ich sehen? Was dagegen hören? Das Auge nimmt die Welt wahr als eine Anordnung ausgedehnter Materie; es teilt die Welt auf in Formen, in Gegenstände, in umrissene Körper, die angeordnet werden in eine mehr oder weniger klare Struktur. Der rasternde Blick des Auges ist ein Blick der Skalierung, ein Blick der Isolierung, ein Blick schlichtweg der Gegenständlichkeit. Sehend wird die Welt in ihre gegenständlichen Elemente unterteilt, das Auge detektiert das Gegenständliche inmitten des Diffusen. Es ist die Form, die als Resultat des konkreten Sehens am Ende herauskommt, und sei sie noch so verschwommen; erkennend ist man als Sehender nur, insofern man Formen erkennt, insofern man es also schafft, aus dem Diffusen etwas Konkretes, etwas Konturiertes, etwas Formiertes herauszusehen. Deswegen lässt sich sagen, dass der Blick ein präparierender Sinn ist, ein Sinn, der unweigerlich die klare Form als Leitbild nimmt und auf diese Weise eine Affinität zum Gegenständlichen hat.

Der Weltbezug, der durch das Sehen gestiftet wird, ist ein Bezug, in dem die Welt als das Gegenüberstehende aufgefasst und verarbeitet wird. Konzentriert man sich allein auf das Sehen, so prägt diese Konzentration nicht nur das eigene Sehverhalten, sondern zugleich auch das eigene Verhältnis zur Welt, denn die einseitige Konzentrierung auf das Sehen bedeutet ja

nicht weniger, als dass man schon im Vorhinein von einer Welt ausgeht, die im Wesentlichen zur Verfügung steht und eine im Grunde abgeschlossene und zur Substanz geronnene und damit grundsätzlich handhabbare Welt ist. Die Fokussierung auf das Sehen prägt den Zugang zur Welt in der Art, dass der verobjektivierende Umgang mit der Welt zu etwas Selbstverständlichem wird und die Welt somit allein unter der Perspektive der zur Verfügung stehenden, greifbaren Gegenständlichkeit betrachtet wird.

Aus dieser „augenmerklich“ bedingten Ausrichtung auf das Gegenständliche resultiert die große Affinität, die zwischen dem Sehsinn und dem naturwissenschaftlichen Zugang auf die Welt besteht. Die Neigung der Naturwissenschaften, sich der Welt in einer Totalität zu bemächtigen, hat somit unweigerlich mit der Zentrierung auf das Sehen zu tun. Oder anders ausgedrückt: Es ist die kulturell tief verankerte Abwertung des Hörens, die den verfügenden Zugang zur Welt zum beherrschenden Zugang gemacht hat.

Das Ohr hingegen eröffnet einen anderen Zugang zur Welt bzw. es setzt einen anderen Zugang schon voraus. Hörend wird die Welt nicht von außen betrachtet und in Angriff genommen, sondern sie wird im Prozess des Hörens aufgenommen und innerlich verarbeitet. Hörend kann man eben nicht der Welt gegenüberstehen, weil man hörend immer schon in die Welt eingewoben ist, wenn man sie hört. Die gehörte Welt kann man nicht von sich absondern wie einen Gegenstand, weil diese Welt in einen eindringen muss, damit man die Erfahrung des Hörens machen kann. Hörend wird aus der Welt nicht ein Gegenstand gemacht, sondern sie wird als das sphärisch Umgebende wahrgenommen.⁴ Der Hörsinn ist kein primär distanzierender Sinn wie der Sehsinn, weil man sich hörend dem Eindruck des Gehörten nicht entziehen kann. Hörend ist man schon in der Welt, bevor man sie ein-

⁴ Trabant, J. (1993), 64–71, hier 69.

ordnen und in die Distanz bringen kann. Deswegen hat man den Hörsinn auch als einen sphärischen Sinn⁵ oder auch als Rundumsinn⁶ bezeichnet. Hörend taucht man ein, und man nimmt hörend eben nicht wie beim Sehen ein Detail nach dem anderen wahr, Details, die man auseinanderdividieren kann, sondern hörend nimmt man immer ein Ganzes wahr, weil man hörend in die Atmosphäre eintaucht und man diese Atmosphäre nicht einfach von einem abspalten kann. „Wir baden ständig im Klang“, so Jürgen Trabant.⁷ Es ist somit der immersive Charakter des Hörens, der das Hören in Kontrast zur sehdominanten Vergegenständlichung der Welt bringt. Während das Auge also aus seiner vergegenständlichenden Grunddisposition heraus die Phänomene tendenziell auseinanderdividiert und in Detailstücke zerlegt, erfasst das Ohr eine Gesamtheit im Sinne eines Hörraumes, den es sich eröffnet. An die Stelle der optischen Detailinformation tritt der akustische Gesamteindruck. Man kann es auch so sagen, dass über das Hören die unverbundenen Teile des optischen Wissens zu einer Einheit verschmolzen werden.⁸ Zusammengefasst lässt sich sagen: Das Sehen stellt fest, das Hören taucht ein. Das Sehen impliziert somit ein beobachtendes Unbeteiligtsein, das Hören hingegen einen Mitvollzug, ein Dabeisein, ein Angesprochensein.

⁵ Ebd.

⁶ Geißner, H. (1984), 13–56, hier 18.

⁷ Trabant, J. (1993), 68.

⁸ Das aus meiner Sicht beste Buch zur Philosophie des Hörens hat der Freiburger Philosoph David Espinet vorgelegt; darin macht er unter anderem deutlich, dass diese Vorstellung des Hörens als eines integrierenden Sinnes, das die Unverbundenheit des Detailwissens zu einem Gesamtsinn zusammenfügt, schon bei Heraklit zu finden ist (vgl. Espinet, D. (2009), 82 f.).

2. Hören als Innehalten

Das Auge ist ein überfliegender Sinn, ein rasternder, suchender, detektierender Sinn; es macht etwas fest, pickt etwas heraus, hantiert mit den Tatsachen. Das Ohr hingegen ist nicht primär ein suchendes Organ; es geht beim Hören nicht darum, dass das Ohr das Feld durchrastert, um etwas Bestimmtes herauszufinden, sondern das Ohr ist in gewisser Weise ein wartendes Organ; es wartet auf das, was kommt, es lässt sozusagen die Welt auf sich zukommen.⁹ Hans Blumenberg hat das einmal treffend auf den Punkt gebracht, als er schrieb: „Das Auge kann suchen, das Ohr nur warten. Das Sehen stellt die Dinge, das Hören wird gestellt“¹⁰. Das bedeutet, dass der hörende Mensch im Moment des Hörens gerade nicht im Vorhinein weiß, was auf ihn zukommt. Der hörende Mensch ist ein Mensch in der offenen Erwartung, ein Mensch in der Erwartung von etwas zunächst Unbestimmtem. Er hört gerade, weil er wissen möchte, was kommt, ohne zu wissen, was kommt. Das ist der große Unterschied zum Sehen. Sehend geht man auf die Welt zu, sucht sie ab, ist man auf der Suche nach etwas Bestimmtem, entdeckt man das einem schon Bekannte; hörend öffnet man sich, lässt man die Welt auf sich zukommen, um zu erfahren, was zu hören ist. Man kann es auch so sagen: Der sehende Mensch sucht das Bestimmte, der hörende Mensch öffnet sich für das Unbestimmte, weil er hörend etwas findet, ohne konkret gesucht zu haben. Das Gehörte, so drückt es David Espinet im Anschluss an Edmund Husserl aus, ist das, was den Menschen „anspricht, indem es einfällt“¹¹. Man hört also nicht das Seiende, sondern das Einfallende. Dieses „einfallende“ Moment bedeutet, dass man immer etwas hört, was vorher nicht ist. Hörend erleben wir somit die Welt immer wieder neu.

⁹ Ebd., 126.

¹⁰ Blumenberg, H. (1957), 432–447, hier 433.

¹¹ Espinet, D. (2009), 127.

Wir erleben sie neu, weil wir sie hörend gerade nicht vergegenständlichen, sondern in sie eintauchen und wir bereit sind, mit ihr eine neue Erfahrung zu machen.

Aus dem Vorangegangenen wird deutlich, dass wir hörend uns in einem anderen Modus befinden als sehend. Denn im Moment des Hörens sind wir, noch bevor wir etwas hören, schon hörend, indem wir – um hören zu können – zunächst innehalten müssen. Hörend sind wir – eben nicht nur mit den Ohren – ausgerichtet auf das, was kommt, wir eröffnen uns die Welt, indem wir ihr Einlass gewähren. Der Modus des Hörens ist insofern primär ein Modus der Aufgeschlossenheit. Diese Aufgeschlossenheit kommt dadurch zum Ausdruck, dass wir in dem Moment, da wir wirklich hören, zwangsläufig auf-hören, etwas anderes zu machen. Hörend halten wir still; wir können nicht einmal kauen oder gehen; wir müssen einfach stillhalten, um wirklich zu hören. Hörend sind wir insofern in Anspruch genommen von der Haltung der Offenheit, ohne die wir nichts hören könnten. Georg Picht spricht bezeichnenderweise vom Hören als das „Geöffnetsein der menschlichen Sinnlichkeit für das Feld der Möglichkeiten“.¹²

Ein wesentlicher Grund dafür, dass die Medizin das Hören vernachlässigt, mag darin liegen, dass das Hören einen Modus des Geschehenlassens notwendig macht. Hörend ist man eben nicht Gestalter, Manager, Planer, sondern man ist vor allen Dingen Zulassender, weil man sich hörend in das zu Hörende fügt. Der Hörakt selbst ist zwar ein aktiver Akt, ein Akt, der komplett in Anspruch nimmt, aber es ist kein proaktiver Akt, bei dem der Hörende eine Steuerung übernimmt, sondern es ist ein Akt im Modus des Akzeptierenkönnens, ein Akt des Zulassens, des Gewährenlassens. Ohne diese Bereitschaft, sich in das zu fügen, was kommt, kann man nicht zuhören. Daher setzt der hörende Zugang auf den Menschen

¹² Picht, G. (1986), 459.

eine besondere Haltung voraus, und das ist die Haltung des Zurücktretens. Das Sehen ist ein Sinn des Beherrschenwollens, ein Sinn, der die – wie Foucault sagte – panoptische Kontrolle anstrebt, eine Kontrolle über die Dinge. Das Sehen ist Bestandteil einer streng planenden Vernunft, das Hören hingegen setzt nicht primär auf Planung und Kontrolle, sondern zunächst einmal auf das seismographische Erspüren einer Wirklichkeit, der man sich aussetzt, ohne sie in dem Moment wirklich kontrollieren zu können. Hören bedeutet daher zuvörderst das Zulassenlernen.

So kommen wir dem Kern des Zuhörens näher, denn es wird deutlich, dass sich das Zuhören nicht einfach einbauen lässt in einen vorgefertigten Plan. Zuhören ist eben kein Teil eines Managements, das den ganzen Ablauf im Griff hat, sondern Zuhören steht quer zum Diktat der strategischen Stromlinienförmigkeit. Es steht quer zum industriellen Denken, weil Zuhören nichts anderes ist als die Bereitschaft zum Innehalten. Man kann nur dann zuhören, wenn man sich vom Diktat der Steuerung löst und sich bereit findet, die Botschaft des anderen auf sich wirken zu lassen. Dies setzt die Bereitschaft voraus, den Fluss des Handelns und Denkens erst einmal zu unterbrechen. Ohne diese Bereitschaft, das stromlinienförmige Denken und Handeln zu unterbrechen, könnte man nicht zuhören, weil man dann nur das hörte, was in den Plan passt, und nicht das, was vom anderen kommt. Zuhören ist also ein Unterbrechenkönnen des Gewohnheitsmäßigen.

3. Hören als nicht-instrumentelle Vorleistung

Wenn man das Gesagte zu Ende denkt, wird deutlich, welche Vorleistung das Zuhören bedeutet. Wir leben in einer Zeit, in der sich alles rechnen muss, in der wir berechnend auf die Welt zugehen, indem wir kalkulatorisch eine Bilanz ziehen und alles unter die alles beherrschende Leitfrage stellen, ob

es sich wirklich rentiert, dies zu tun oder nicht zu tun. Das Zuhören steht quer zu diesem kalkulatorischen Zugang auf die Welt, weil das Zuhören ja nur dann möglich ist, wenn ich mich – wie wir gesehen haben – ganz frei auf das einlasse, was der andere mir sagt. Wüsste ich schon, was er mir sagen wird, würde ich gar nicht zuhören; ich höre gerade zu, weil ich es nicht weiß und letztlich auch nie wissen kann. Das heißt aber nichts anderes, als dass ich im Moment des Zuhörens sozusagen einen Vorschuss gewähre, einen Vorschuss an Aufmerksamkeit. Der Zuhörende setzt einfach voraus, dass der andere ihm etwas zu sagen hat, ohne zu wissen, was es ist. Es ist also der Zuhörende, der in Vorleistung geht und nicht der Sprechende. Es ist der Zuhörende, der dem dann Sprechenden durch die Bereitschaft zum Zuhören das Sprechen erst ermöglicht, und er kann es nur ermöglichen in der Grundhaltung, sich etwas sagen zu lassen. Diese Grundhaltung jenseits des Rentabilitätskalküls ist eine weitere Ursache dafür, dass das Zuhören in der modernen Medizin weder gesehen noch gefördert, geschweige denn gelobt wird. Das Zuhören wird eben erst dann zum Zuhören, wenn es gerade nicht instrumentell eingesetzt wird, sondern wenn es als echte Zuwendung begriffen wird. David Espinet spricht in diesem Kontext treffenderweise von der „auditiven Sorge um den anderen“.¹³ Zuhören ist also keine Strategie, kein Kalkül, kein Behandlungsplan, sondern Zuhören ist die Voraussetzung dafür, dass man überhaupt zu einem gemeinsamen Behandlungsplan kommen kann. Damit diese Voraussetzung geschaffen werden kann, muss man erst einmal das instrumentelle Denken überwinden – genau das ist Zuhören.

¹³ Espinet, D. (2009), 142.

4. Hören als Vollzug

Das Besondere des Hörens liegt darin, dass wir nicht das Feststehende hören, sondern dass wir hörend Zeuge eines dynamischen Prozesses werden; wir können nur das hören, was sich im Moment ereignet. Sehen können wir das Daseiende, hören hingegen nur das Sich-Ereignende. Wenn sich nichts ereignet, hören wir nichts, sondern wir sehen nur. Deswegen ist das Hören kein Konstatieren, sondern das Hören wird zum Vollzug, zum Vollzug eines voluminösen Auf und Ab, zum Vollzug einer Verlebendigung, einer Veränderung im Moment. Ein Bild können wir hervorholen, ohne dass sich etwas ereignet; wir betrachten das schon Gemachte, und betrachtend nehmen wir gerade nicht an dem Gemachten teil, sondern stellen es nur fest. Hörend hingegen werden wir unweigerlich hineingezogen in den Prozess eines bestimmten Werdens. Und selbst bei der Konservierung eines Tones, eines Liedes, eines Konzertes ist es schlichtweg nicht möglich, das Konservierte einfach zu hören, ohne dass etwas mit dem Konservierten geschieht. Der Ton muss hervorgeholt werden, er muss lebendig gemacht werden, um als Ton in die Welt zu treten. Das Bild bleibt, wo es ist, es geschieht nichts mit ihm, um betrachtet zu werden, der Ton hingegen muss hervorgebracht werden. Somit hören wir immer nur das, was sich ereignet, wir hören das, was als Ton gemacht wird, jedoch nicht das, was als Ton einfach da ist. Hören heißt also hineingezogen werden in einen Werde-Prozess. Der französische Philosoph Jean-Luc Nancy hat diesen Unterschied treffend auf den Punkt gebracht, als er festhielt: „Die visuelle Präsenz ist schon da, verfügbar, ehe ich sie sehe, die klangliche Präsenz kommt an: Sie trägt eine Attacke in sich“¹⁴. Das Gehörte ist also kein seiendes Objekt, sondern es ist ein Prozess des Auf- und Ankommens; das Gehörte erfassen wir eben nie als einen Punkt,

¹⁴ Nancy, J.-L. (2014), 27.

sondern nur als ein Werden in einem Zeitstrahl. Hörend geben wir uns der Zeit hin und erleben diese Zeit als Zeit eines Ereignisses, über das wir nicht verfügen können.

5. Hören als Erleben

Wir hören nicht das, was ist, sondern das, was sich vollzieht. Dieser Vollzugsmodus des zu Hörenden bestimmt zugleich die Wirkung des Gehörten. So ist es schlicht unmöglich, sich von dem Gehörten ganz zu distanzieren, denn das sich vollziehende Hörelement muss vom menschlichen Ohr unweigerlich einverleibt werden, muss es in sich eindringen lassen, um es zu hören. Es ist das Lebendige, das wir hören, und dieses Lebendige bewegt unseren Leib und ergreift uns. Im Moment des Hörens sind wir schlicht schon mittendrin und machen unweigerlich eine Hörerfahrung. Aufgrund dieses eindringlichen Charakters des Hörens ist das Hören daher weniger eine Wahrnehmung als vielmehr ein Erleben. Im Moment des Hörens dringen Schallwellen in den eigenen Körper ein und lösen leiblich etwas aus. Hörend wird der Schall unweigerlich einverleibt und löst etwas im Menschen aus. Vermittels des Hörens dringt der Schall ohne Umwege in die emotionale Tiefe des Menschen ein und wirkt auf diese Weise auf den ganzen Menschen ein. Während der Mensch in bestimmten Situationen zumindest unbeteiligt beobachten kann, wird er von dem Gehörten nahezu unweigerlich erfasst. Dieser zudringliche Charakter des Hörens beschert dem hörenden Menschen nicht nur einen Höreindruck, sondern er wird einem Hörerleben ausgesetzt.

6. Hören als Modalitätssinn

Die Naturwissenschaften haben eine Affinität zum Sehen, weil naturwissenschaftlich denkend die kausalanalytische Erkundung der Welt von zentraler Bedeutung ist; sehend wird die Welt in Kausalprozesse aufgeteilt. Auch wenn die Verursachung selbst nicht gesehen werden kann, so kann das Auge die Aufeinanderfolge sehen und daraus kausalanalytische Schlüsse ziehen. Das ist der Alltag im Labor. Das Hören scheint hier nebensächlich zu sein, weil sich das Hören nicht primär dem Kausalanalytischen verschreibt, sondern vielmehr der Modalität. Hörend werden nicht Gründe erfasst, sondern Modalitäten; hörend tritt an die Stelle der Warum-Frage vielmehr die Wie-Frage. Das Hören ist darin unschlagbar, die feinen Nuancen wahrzunehmen. Insofern ist der Hörsinn im Grunde ein Empfindlichkeitssinn, ein Sinn, durch den Unterschiede herausgehört werden können, die kein Sehender greifbar machen könnte. Das Hören kann eine Stimmung erfassen, es kann eine Veränderung der Stimmung heraushören, ohne dass es angeben könnte, worin genau diese Veränderung liegt. Das Hören nimmt eben mehr wahr als sich dokumentieren lässt, weil es Unterschiede erkennt, ohne sie beziffern zu können. Deutlich wird, dass sich im Hören ein gekonnter Umgang mit dem Unbestimmten verwirklicht. Das Sehen ist bezogen auf das Bestimmte, klar Konturierte, das Hören verwirklicht sich auch und gerade im Umgang mit dem Unbestimmten, weil das Hören sich eben nicht auf den Gegenstand bezieht, sondern auf die Stimmung. Das Hören bezieht sich eben nicht auf die Worte allein, sondern auf den Ton der Worte, also auf deren Klang, deren Lautlichkeit. Und dieser Ton ist eben ein Zwischenton, er ist ein Ton, den man nicht einfach in eine Zahl gießen kann, ein Ton, den man nicht in eine Struktur bringen kann, sondern es ist ein Ton, der sich etwas Unbestimmbares bewahrt. Das Hören richtet sich auf das Unbestimmbare, auf das nicht so leicht Klassifizierbare, auf das, was im Raume schwebt, auf